

ELEONORE DEHNERDT

— DAS —
GELÜBDE
DER KAISERIN
— —

SCM Hänsler

Inhalt

Kaufungen 1027: Beginn meiner Nonnenzeit, Uta veranlasst mich, meine Biografie aufzuschreiben	7
Wie ich den Bayernherzog kennenlernte, Trier und meine Familie	15
Mein Leben als Herzogin von Bayern: Erster Italienfeldzug und Freundschaft mit Adelheid und Sophie	43
Kaiser Otto III. stirbt, Heinrich kämpft um die Macht und ich empfangen die Königskrone	89
Das Leben als Königspaar: Auseinandersetzungen mit Polen, König von Italien und erste Gebetsverbrüderungen	135
Bamberg wird Bistum und meine Brüder erheben sich gegen uns	175
Eine Intrige macht mich stark, wir erringen die Kaiserkrone und meine Brüder werfen sich uns zu Füßen	195
Das Kloster Kaufungen erblüht, Hezilo wird wieder Bayernherzog, Sehnsucht nach Frieden	227
Wenn schon kein Sieg, dann wenigstens Frieden. Der Papst besucht Bamberg und Heinrichs Kräfte lassen nach	245
Nach Heinrichs Tod: Ich lege die Krone ab und nehme den Schleier	271

Ausklang	
Kaufungen 1029: Ich will die Zeit als Nonne nützen ...	283
Nachwort der Autorin	287
Leseempfehlungen	291
Ahnentafeln in Auszügen	292
Anmerkungen	297

Eine Intrige macht mich stark, wir erringen die Kaiserkrone und meine Brüder werfen sich uns zu Füßen

Mit der rechten Hand fahre ich vorsichtig über das Holzpult, an dem ich sitze. Für einen kurzen Augenblick gönne ich mir Ruhe. Ich versuche, Worte zurechtzulegen für das, was jetzt kommt. Es gelingt mir nicht. Meine Gedanken können immer noch nicht – selbst nach all den Jahren – erfassen, was damals geschehen ist. Gottes Größe bleibt ein Mysterium.

Es gibt Dinge, über die niemand gerne spricht. Meist werden Erfahrungen sogar in der Erinnerung falsch wiedergegeben. Sie werden schlimmer gemacht, als sie waren, oder es werden Wundergeschichten erzählt. Dabei gibt es doch in unser aller Leben grausame Momente und Zeiten, in denen wir auf wundersame Weise durch die große Kraft Gottes errettet werden. Mein Leben wurde von einem Augenblick auf den nächsten in diese Abgründe und in diese Höhe geworfen. Dinge, die ich nicht für möglich gehalten hätte, geschahen in meinem eigenen Leben. Misstrauen, Eifersucht, Verrat kämpften gegen Liebe und Treue.

Ich nehme die Feder zur Hand und beginne: *Wer hätte gedacht, dass ein Mann Gottes mich beinahe das Leben gekostet hätte? ...*



Während ich meinen Aufgaben in Bamberg nachkam, mit meinen Gedanken in Kaufungen weilte und meine Gebete um Heinrich kreisten wie um ein kleines krankes Kind, erdreistete sich ein Mönch aus dem Kloster St. Michael zu einem so bösen Streich, dass ich am liebsten gesehen hätte, wie ihm die Henker die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen hätten. Ich war so verzweifelt wie noch nie in meinem Leben, denn diesem Judas im heiligen Bamberg gelang es, Heinrich und mich für einige Zeit zu entzweien. Alles begann wie an einem gewöhnlichen Tag: Heinrich war auf Reisen, und ich setzte alle Kräfte

daran, mich würdevoll um meine Aufgaben in Bamberg zu bemühen. Des Morgens musste mich meine Dienerin mit heißem und kaltem Wasser waschen, damit ich für das Heiße und Kalte des Tages vorbereitet sei. Ich betete zum Glockenläuten und eilte zu den Mahlzeiten, da mir überall die Zeit zu kurz wurde.

In diesen für mich glücklichen, arbeitsreichen Tagen war ich schon voller Vorfreude, denn ich hatte Kunde erhalten, dass Heinrich sich auf der Rückreise befinde. Als ich mich eines Tags mitten in einer Unterredung mit unserem Kanzler befand, flog plötzlich die Tür auf, und Heinrich stand da. Meine Freude war vorbei, als ich sein Gesicht sah. Wutentbrannt und schwer atmend starrte er mich an. »Kein Wort mehr werde ich mit dir wechseln«, rief er. »Du bist nicht länger meine Frau.« Dann war er auch schon verschwunden.

Ich verstand nicht, was er meinte, und lief zum Kanzler, um zu erfahren, was geschehen war. Auch er wollte erst nicht mit mir reden, aber nach langem Drängen erfuhr ich nach und nach von ihm, was sich abgespielt hatte: »Ein Mönch aus dem Kloster St. Michael hat dem König gegenüber behauptet, hier sei in den Nächten ein schöner Jüngling ums Haus geschlichen, und du, Königin Kunigunde, hättest ihm Einlass gegeben. Ja, er habe dreimal sehr deutlich die Gestalt des Burschen mit eigenen Augen gesehen, und sobald du ihm die Türe geöffnet hättest, hättest du ihn auch gleich an dich gezogen und geherzt.«

Mir verschlug es die Sprache. Solche Lügen unterbreitete dieser Mönch Heinrich, als dieser müde zurückkehrte! Diese falsche Schlange beteuerte Heinrich gegenüber sogar, dass er lieber sein Leben ließe, als diese traurige Kunde dem geliebten König unterbreiten zu müssen! Dieser räudige Hund! Was unterstand er sich! Das Schlimmste jedoch war, dass Heinrich diesen falschen Worten Gehör schenkte. Ich musste sofort mit ihm selbst sprechen. So eilte ich also zu Heinrich und stellte ihn zur Rede: »Stand ich dir nicht immer treu zur Seite?«, fragte ich ihn.

Doch er begann zu lachen. Ich beteuerte ihm meine Unschuld und Liebe, doch je mehr ich ihn beschwor, umso verächtlicher sah er auf

mich! Auf mich, seine treue Frau! Ich hätte nicht einmal seine Frau sein müssen, um ihm treu zu sein. Es genügte doch schon, um mein Amt zu wissen und um das, was sich schickte und in Gottes Geboten stand.

Als er mir keinen Glauben schenkte, packte mich ein unsäglicher Zorn. Ja, ich wünschte mir, dieser verlogene Mönch würde vom Blitz getroffen. Das Schlimmste für mich war, dass Heinrich das Schandmaul wie seinen besten Freund behandelte. Alle sahen mich nun mit schiefen Blicken an. Von einem Tag zum anderen lag Zweifel und Misstrauen in der Luft. Meine Schuld lag auf ganz Bamberg und weit darüber hinaus, obwohl ich mir doch nichts hatte zuschulden kommen lassen!

Heinrich weigerte sich, mit mir Bett und Zimmer zu teilen! Er aß nichts mehr, sondern trank nur noch den bekömmlichen Wein, den er aus Italien hatte kommen lassen. Ja, er verbot mir sogar, in seine Nähe zu kommen oder Geschäfte auszuführen.

Ich ging zum Kanzler, rief den Hofrat zusammen. Alle kamen. Heinrich blieb fern. Ich hatte mir zuvor vorgenommen, vor meinen Untergebenen nicht wie ein Bettelweib aufzutreten. Deshalb hatte ich mich geschmückt und mir die Krone auf das Haupt gesetzt. In sachlichem Ton erklärte ich: »Ihr alle habt von den bösen Anschuldigungen gegen mich gehört. Ich bin einer abscheulichen Intrige zum Opfer gefallen. Einem verlogenen Diener Gottes wird mehr Vertrauen geschenkt als eurer von Gott gegebenen treuen Königin.« Ich sah in die Runde und fuhr mit fester Stimme fort: »Ich habe keinen Fehltritt begangen. Schenkt mir Glauben, und werft diesen verlogenen Mönch in den Kerker. Ich bitte euch, auch den König von meiner Rechtschaffenheit in Kenntnis zu setzen.«

Ich hatte klare Anweisungen erteilt, aber die Herren rührten sich nicht.

»Worauf wartet ihr?«, rief ich erbost.

Sie stotterten erst herum, dann ergriff endlich einer das Wort: »Gerechte Königin, der König wird dir nicht glauben. Keiner wird dir Glauben schenken können. Jeder weiß doch, dass eine Frau der

Wahrheit nicht fähig ist. Eine Frau kann keinen Eid schwören, wenn sie angeklagt ist. Und du bist, auch im Amt der Königin, immer noch ein Weib.«

Ich schluckte schwer. So weit war also die Verschwörung gegen mich schon gediehen, dass nicht einmal die Wahrheit mehr Gehör fand? Obwohl ich Königin war, durfte jeder dahergelaufene Mann mich eines Verbrechens bezichtigen, und ich konnte mich nicht wehren.

Der Kanzler versuchte, mich zu beschwichtigen: »Hab Geduld, meine Königin. Mit der Zeit wird sich die Aufregung legen, und der König wird dich gewiss mit einem Urteil verschonen.« Ich sollte nur stillehalten.

Ich soll stillhalten, wenn mich mein eifersüchtiger Mann der Untreue bezichtigt und sich dabei auf einen dahergelaufenen Mönch stützt? Nein! Wenn dieses Land eine Königin hat, dann sollen sie eine wahrlich würdevolle Königin haben. Gott allein konnte mir jetzt noch zu Hilfe eilen. Ich würde mich auf meinen gerechten Richter berufen.

»Da mich weder ein Gericht noch mein eigener Mann freisprechen wird, lasst es alle wissen, dass Königin Kunigunde das Gottesurteil fordert!«, informierte ich den Kanzler. Nach dem Recht, das jedem Verurteilten zustand, wollte ich mein Urteil durch Gott selbst vollzogen wissen.

Ich drehte mich um und ging. Mit niemandem wollte ich bis zum Tage des Urteils reden. Diese verkehrte Welt sollte solange auf ihre Königin warten, und Heinrich wollte ich kein weiteres Mal unter die Augen treten müssen. Diese Demütigungen wollte ich mir ersparen.

Am Abend bat der Kanzler jedoch darum, zu mir gelassen zu werden. Ich ließ ihn kommen und konnte mir nicht verkneifen zu sagen: »Ich hatte geglaubt, immer einen Freund in dir zu finden, aber jetzt kommst du wohl im Auftrag des Henkers.« Ich wusste, dass ihn meine bitteren Worte verletzten, aber ich fand keinen Funken Verständnis in mir.

Der Kanzler sagte mir unter Tränen, dass ich zur Prüfung über zwölf glühende Pflugscharen zu gehen hätte. »Das ist dein Tod, Kuni-

gunde. Eine oder zwei Pflugscharen – da würden die Verbrennungen irgendwann wieder heilen. Doch mehr ist nicht auszudenken. Kein Arzt könnte den Schaden heilen.«

»Das ist es, was du mir sagen wolltest?«, fragte ich ihn knapp.

»Werte Königin, zieh das Gottesurteil zurück!«

Ich musste über den Feigling lachen und ertrug ihn nicht länger in meinem Zimmer.

Ich selbst setzte den Termin für die Gottesprüfung fest. Alle waren zur festgesetzten Stunde da: die Menge der Menschen, der Hofstaat, die Richter und Vollstrecker. Heinrich stand in der ersten Reihe und hielt sich an dem teuflischen Mönch fest, als ob er ihm helfen könne. An dem Verräter hielt er sich fest und keinen Augenblick an mir!

Ich sah auf Heinrich und die Meute, und mein Herz und jeder Muskel in mir wurde heißer als flüssiges Eisen! Dann wurden die Pflugscharen aus den Wannern mit den glühenden Kohlen gestemmt. Mit langen Stangen wurden sie hintereinander aufgereiht. Die Männer hatten dicke lederne Handschuhe an und jammerten doch, wenn sie die rot glühenden Eisen anpacken mussten. Heinrich zuckte mit jeder neu hinzukommenden Pflugschar zusammen. Der Mönch grinste und tätschelte dabei Heinrichs Hand. Dieser falsche Hund! Ich war mit solcher Wut erfüllt, dass mir die aufkommende Hitze und der Gestank egal waren. Der Richter verlas den üblichen Spruch, dass nun Gott selbst über meine Unschuld entscheiden würde. Ich konnte es kaum erwarten. Ja, ich konnte es kaum erwarten, endlich meine Füße auf die Eisen zu setzen. Lieber wollte ich sterben, als noch länger diesen Verleumdungen ausgesetzt zu sein. Und wenn Gott durch dieses Urteil spräche, so würde er mich beschützen.

Ich ging ohne Zögern los, eine Pflugschar nach der anderen bestieg ich. Kein Schmerz quälte mich. Es fühlte sich an, als ob ich meine Füße auf große Steine setzen würde. Gott beschützte meine Füße vor der Hitze. Ich hatte den Weg schon fast hinter mir, als ich aus voller Kehle die Wahrheit rief: »Ich bekenne vor Gott und aller Welt, dass ich noch Jungfrau bin. Weder Heinrich noch irgendein anderer Mann hat den Vorhang in mir zerrissen.«

Ich stieg stolz und unverletzt vom letzten glühenden Eisen, als mich unverzüglich Heinrich selbst so ohrfeigte, dass mir das Blut aus der Nase und von der geplatzten Lippe rann. Anstatt stolz auf mich zu sein und mich vor aller Augen neu in den edlen Stand zu heben, fühlte er sich durch meine Aussage so in seiner Mannesehre gekränkt, dass er mich zu der bereits zugefügten Verleumdung auch noch demütigte. Ich konnte in dem Augenblick nur wenig denken, denn mir schien meine vorher empfundene Größe nun mit einem Mal wie weggeblasen.

Doch dann hörte ich die Rufe der Richter: »Haltet den Lügner, haltet den Mönch!« Dieser hatte die Zeit, als Heinrich mich ohrfeigte, genutzt, um zu entkommen. Dieser gottlose Mönch hatte nicht damit gerechnet, dass Gott mich heil über glühende Pflugscharen führen würde. Während einige Männer zu den Pferden rannten und selbst einige Frauen ihre Röcke rafften, um den Mönch zu erwischen, vernahm ich den gerechten Richterspruch: »Unsere von Gott gesegnete und von allen geliebte Königin Kunigunde wurde zu Unrecht der Untreue bezichtigt. Gott selbst sprach unsere Königin frei und gerecht. Alle Anwesenden beugen sich demütig und voller Reue vor Ihrer Majestät und bitten um Vergebung.« Diese Worte brachten mich wieder zur Besinnung. Ich wischte mir nicht das Blut aus dem Gesicht, sondern bedeckte meinen Mund mit einem Tuch, ging aufrecht und ohne mich umzublicken von allen fort. Niemand sah mich gehen, denn alle mussten mit den Gesichtern auf dem Boden liegen. Auch Heinrich. Ich sah mich nicht nach ihm um.

In meinem Gemach schloss ich die Türen hinter mir ab, wusch mein Gesicht, legte mir ein neues, feuchtes Tuch über die Lippen und schloss die Augen. Am Abend klopfte Heinrich an meine Tür, aber ich ließ ihn nicht ein. Er weinte die ganze Nacht vor der Tür. Ebenso noch zwei weitere Nächte. Zur vierten Nacht ließ ich ihn ein. Aber auch das fiel mir schwer. Ich brauchte diese Tage, bis ich wieder zu mir fand. In der Zeit war es mir ein Trost, zu wissen, dass nun der Verräter über glühende Pflugscharen zu laufen hatte und ihm niemand mehr Herberge geben würde. In diesen Tagen sah ich in mei-

nen Träumen die Gesichter meiner Getreuen, die sich gegen mich gewandt hatten. Mit Mühe erinnerte ich mich an den Augenblick meiner großen Freude über Gottes Hilfe: mein Sieg über die böse Verleumdung, den Heinrich mit einem Faustschlag zunichtegemacht hatte. Doch die erneute Erniedrigung durch Heinrich und alle meine Rached Gedanken wurden von der Erkenntnis weggewischt, dass Gott mich aus aller Schmach gerettet hatte. Und er würde es wieder tun!



Wie ich mich nun an all das noch einmal erinnere, spüre ich den Schmerz und die Verzweiflung, als seien sie heute noch gegenwärtig. Heinrich schlug mich damals, so wie auch ich Uta mitten ins Gesicht geschlagen habe. Ich verzieh Heinrich damals, denn er schämte sich und bat mich darum. Uta hat mir auch vergeben, noch ehe ich sie um Vergebung bat. Welch trauriges Leben würden wir führen, wenn wir nicht vergeben könnten? Wie froh war Heinrich, als ich wieder mit ihm lachte, und wie glücklich bin ich doch über meine Nichte! Das werde ich Uta heute noch sagen. Und ich werde ihr ein Geschenk machen. Ein wertvolles Geschenk. Ich werde ihr mein schönstes Geschmeide geben. Sie kann den Halsschmuck behalten oder umarbeiten lassen. Er soll ihr gehören, denn wer vergeben kann, trägt Gottes Herrlichkeit in sich.

Damals hat mich Heinrich in seiner Scham und Dankbarkeit auch reich beschenkt. Er hätte es nicht tun müssen, um mich zu bezwingen. Aber glücklich machte es mich schon – und stolz. Alle sahen wieder, dass mir Heinrich zugetan war ...



Die nächste gemeinsame Reise führte uns nach Paderborn, da der Bischof dort verstorben war. Ich erinnerte mich zurück an die Zeit meiner Krönung und den Aufstand der Bauern gegen unser gefräßiges Heer. Wir hatten diesmal eine bessere Vorsorge getroffen, und die